

Predigt am 11./12.08.2001 – 19. Sonntag Lj.C - Hebr 11, 1-2.8-16 (Lk 12,32-38)

„Unsere Mitbürger arbeiten viel, aber nur, um reich zu werden. Sie befassen sich hauptsächlich mit Handel und dem, was sie Geschäfte machen nennen. Natürlich gewinnen sie auch den einfachen Freuden wie der Liebe, dem Kino und den Meerbädern Geschmack ab. Aber sie sparen das Vergnügen sehr vernünftig für den Samstagabend und den Sonntag auf.“

Dieses Zitat aus dem **Roman „Die Pest“ von Albert Camus** zielt nicht etwa auf den Anfang des eben gehörten Evangeliums und die erneute Warnung vor falschem Besitzstreben. Vielmehr wollen wir heute einmal die Lesung in den Blick nehmen, wo im Hebräerbrief von der Stadt die Rede war, die *„Gott selbst geplant und gebaut hat.“*

Am Beginn dieses Romans steht also diese Skizze der Einwohner einer anderen (!) Stadt, wie sie Camus in den Mittelpunkt seiner Erzählung gestellt hat. Die Menschen gehen ihren Alltagsgeschäften und Alltagvergnügungen nach. Es gibt unter ihnen die kleinen Gesten der Zuneigung, aber auch die kleinen Gemeinheiten des Alltags. Eine ganz gewöhnliche Stadt, in deren Normalität eines Tages die furchtbare Seuche einbricht; die Pest, die längst aus den zivilisierten Regionen verbannt schien. Das Geschehen beginnt damit, daß aus den Kellern und Kanalisationen die Ratten an's Tageslicht kommen und krepieren. Als bald befällt die ersten Menschen das Fieber und erleiden einen qualvollen Tod. Die ganze Stadt wird unter Quarantäne gestellt. Die Zahl der Opfer steigt von Tag zu Tag.

Die eingeschlossene Stadt, in der die Pest wütet und in der doch das Leben weiter geht, ist ein beklemmendes Bild, mit dem A. Camus unsere Gegenwart meint. Auch wir verbringen wohl die meiste Zeit unseres Lebens mit den Tätigkeiten und Pflichten des Alltags. Und doch ist diese Routine nur wie eine dünne Wand gegen das, was unser Leben ständig bedroht: Ob es der Tod eines geliebten Menschen ist; ob der Arzt uns eröffnet, daß die Beschwerden keine harmlose Ursachen haben; ob es der Verlust des Arbeitsplatzes oder der finanzielle Ruin ist, ob es die eigene Ehescheidung oder ein Kind ist, das auf die schiefe Bahn geraten könnte. Wir sind und bleiben bedroht von Verlust und Verfall; wir leben in unterschwelliger Angst vor Schicksalsschlägen, die unsere Scheinsicherheit Lügen strafen könnten. Camus sieht unser Leben wie in Quarantäne, eingeschlossen in Situationen, aus denen man nicht weglaufen kann und deren Ausgang ungewiß ist.

Die abgeschlossene, vom schleichenden Tod bedrohte Stadt ist aber nicht nur ein bedrückendes Bild für unser bürgerliches Leben, das sich in der städtischen Kultur einen imponierenden Ausdruck verschafft hat. Unsere ganze globalisierte Welt, das „Weltdorf“ Erde, auch das ist diese Stadt, in der wir auf Gedeih und Verderb auf einander angewiesen, ja einander ausgeliefert sind: Die radioaktive Wolke von Tschernobyl in der Ukraine zog vor Jahren auch über Deutschland. Das Kohlendioxid, das unser industrieller Lebensstil pausenlos produziert, verändert unaufhörlich das Klima der Erde. Die BSE-Krise führte uns vor Augen, wie sehr der zynische Umgang mit der Tierwelt und die Vergewaltigung der Natur auf den Menschen zurückschlägt. Welches Szenario auch immer wir wählen: Wir teilen auf diesem Planeten alle eine Art Quarantäne, der wir nicht entrinnen können. Die Luft ist verpestet, vergiftet die Stadt, von der Camus erzählt und die doch unser Leben auf dieser Erde meint.

Auch die Lesung aus dem Hebräerbrief sprach von einer Stadt. Von Abraham war die Rede, wenn es heißt: *„Er erwartete die Stadt mit den festen Grundmauern, die Gott selbst geplant und gebaut hat.“* An vielen Stellen faßt die Bibel ihre Botschaft in das Bild der Stadt. Sie spricht von der Stadt Gottes, dem himmlischen Jerusalem, als dem Ort, wo Gott mitten unter den Menschen wohnt. Diese Stadt ist wie ein Gegenbild zu der abgeriegelten und verseuchten Stadt, die uns A. Camus vor Augen stellte. Ihre Mauern schließen nicht ein, sondern geben Schutz. Bei Camus ist die Stadt der Ort der Bedrohung und des Leidens. Die Stadt Gottes, von der die Lesung sprach, wird für die

Menschen zu einer sicheren Heimat, in der der Tod keine Macht mehr hat. Allerdings heißt es, daß Gott selbst diese Stadt „geplant und gebaut“ hat; will heißen, daß sie dem Zugriff des Menschen entzogen und das Gottesrecht in ihr zur vollen Wirksamkeit gekommen ist. Dem eigenmächtigen, gottlosen Handeln der Menschen in der Stadt Babylon, die ihre Häuser in den Himmel wachsen lassen wollten, stellt die Bibel die heilige Stadt entgegen, die *„von Gott aus dem Himmel (auf die Erde) herabkommt“*, wie es in Offb 21,2 heißt. Seit unserer Taufe sind wir Bürger dieser neuen Stadt, die freilich noch ein Gegenstand unserer Hoffnung ist: *„Glaube ist“* – so sagt es uns der Hebräerbrief – *„feststehen in dem, was man erhofft, überzeugt sein von dem, was man (noch) nicht sieht.“*

Was hat also die unsichtbare Stadt unserer Hoffnung mit den Städten zu tun, in denen wir leben und die A. Camus so bedrückend beschrieben hat? Oder anders gefragt: Welche Bedeutung haben Glaube und Hoffnung für uns, die wir nicht weniger bedroht sind vom Schrecken des allgegenwärtigen Todes?

Die Lesung stellte uns Abraham und Sara als Modell des Glaubens vor. Auf Gottes Anruf hin verlassen sie nicht nur ihre angestammte Heimat; auch angekommen im „verheißenen Land“ lebten sie dort „als Fremde“ und „in Zelten“, also in vorläufiger Behausung. Sie haben sich nicht fest eingerichtet in Häusern, als ob sie schon am Ziel ihrer Wanderschaft wären. Sie blieben unterwegs zu der *„Stadt mit den festen Grundmauern, die Gott selbst geplant und gebaut hat.“* Gläubige Menschen sind Menschen auf dem Weg, auf der lebenslangen Suche nach der Stadt Gottes, die ja ein Bild für unsere ewige Heimat ist. Christen geben sich nicht der Illusion hin, daß unser Leben hier in dieser Welt abzusichern und hermetisch abzuriegeln ist gegen die vielfache Bedrohung, die uns im Nacken sitzt. Wir erwarten uns allein von Gott *„Zuflucht und Burg“*, wie es in Psalm 91 heißt, wo der Beter spricht: *„Du brauchst dich vor dem Schrecken der Nacht nicht zu fürchten..., nicht vor der Pest, die im Finstern schleicht, vor der Seuche, die wütet am Mittag.“*

Die Bedrohung wird also nicht geleugnet, aber die Angst davor kann im Vertrauen auf Gottes Macht überwunden werden. Als Bürger der neuen, der heiligen Stadt Gottes, zu der wir unterwegs sind, wissen wir, *„daß wir hier keine bleibende Stadt haben, sondern die zukünftige suchen.“* (Hebr 13,14) Wir richten uns hier nur nicht ein, als wenn wir schon am Ziel wären. Deshalb fliehen wir aber noch lange nicht vor der Wirklichkeit, sondern verändern sie, so gut es geht und wie Gott es von uns will.

A. Camus stellt uns einen solchen Bürger der Stadt Gottes vor. In der abgeriegelten und verseuchten Stadt in besagtem Roman gibt es einen alten Priester. Er muß lernen, daß er auch als gläubiger Mensch keine Erklärung für das Leiden hat, das über die Stadt hereingebrochen ist. Die Antwort, die er als Christ findet, ist einfach und schwierig zugleich. Er erkennt, daß er nur dann weiter an die Stadt Gottes, an die Stadt seiner Hoffnung glauben kann, wenn er die Leiden der Menschen in der irdischen Stadt teilt. Und so heißt es schließlich von ihm: *„Seit der Pater in die Sanitätsgruppen eingetreten war, hatte er die Spitäler und die anderen Orte, wo die Pest herrschte, nicht mehr verlassen. Er hatte unter den Rettern die Stelle eingenommen, die er für die seine hielt, nämlich die erste.“*

Christen müssen die ersten sein, wenn es darum geht, Leid zu mindern und Not zu lindern. Und sie sind die Letzten, die der Stadt, die dieser Welt den Rücken kehren, weil ihre Quarantäne von da an ein Ende hat, wenn sie sich für Gott und seine Zukunft öffnet. Wie ein Kommentar dazu liest sich das heutige Evangelium, wenn es den Jüngern Christi die Vorläufigkeit dieser Welt und das Kommen des Herrn vor Augen stellt. Es geht um Öffnung, nicht um Abriegelung, wenn es heißt: *„Seid wie Menschen, die auf die Rückkehr ihres Herrn warten und die ihm **öffnen**, sobald er kommt und anklopft.“*